

Unverkäufliche Leseprobe



Werner Dahlheim
Die Welt zur Zeit Jesu

492 Seiten mit 50 Abbildungen, 11 Karten,
davon 2 in Farbe sowie 2 Zeittafeln. Gebunden
ISBN: 978-3-406-65176-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/12168631>

Vorwort

«Die Verdrängung der heidnischen Religion durch die christliche ist eine von den wunderbaren Revolutionen, deren Ursachen aufzusuchen den denkenden Geschichtsforscher beschäftigen muss.»

Hegel

Für viele Jahrhunderte war das christliche das offizielle Glaubensbekenntnis des abendländischen Menschen. Es hat seine Wertmaßstäbe geschaffen, seine Institutionen geprägt und seine Bildung beherrscht. Es kam in die Welt, als Augustus Monarch in Rom war. Es breitete sich aus, als das Imperium die Enden der Welt erreicht hatte. Und es verdankte seine Gestalt dem Weltreich und dem besonderen politischen und geistigen Zustand des griechischen Ostens und des lateinischen Westens. Hier wie dort verkündete eine wachsende Schar von Predigern die Ankunft eines Gottesreiches, das allen das ewige Leben versprach, wenn ihr irdischer Weg vollendet war.

Mit diesem Glaubenssatz traten in der Antike zum ersten Mal Menschen auf, die all ihre Hoffnungen auf die Zukunft setzten. Das taten andere auch, aber sie träumten von der Wiederkehr des Goldenen Zeitalters auf dieser Erde und in diesem Leben, nicht von einer besseren Welt jenseits des Todes. Dort jedoch, versicherten die Christen, und nur dort warte die Ewigkeit und die Glückseligkeit des Himmels. Was auf Erden nicht sein konnte, war dort. Diese Botschaft gewichtete alle bisher anerkannten Werte um. Soziale und politische Pflichten wurden der Frage unterworfen, ob ihre Beachtung während der irdischen Pilgerzeit dem ewigen Heil diene oder es zu verwirken drohte. Denn am Eingangstor zum Paradies wartete der von den Toten auferstandene Christus als Richter.

Dieses Buch hat viele Fragen zu beantworten. Wie kam es zur Ausbildung des Dogmas von einem Gott, der seinen Sohn Mensch werden ließ und seiner Kreuzigung zusah, um die Sterblichen von ihren Sünden zu erlösen? Wie war die Welt beschaffen, die diese Überzeugung, entstanden am Rande des römischen Reiches, «den Heiden eine Torheit, den Juden ein Ärgernis», am Ende annahm? Welchen geistigen Einflüssen unterlag ein

Glaube, der innerhalb des Judentums aufkeimte, dessen Missionare sich jedoch von ihm ab- und den heidnischen Bewohnern der Städte des Imperiums zuwandten?

Welche Lebensformen entwickelten sich aus dem revolutionären Gedanken, der Mensch müsse, um das ewige Leben zu finden, das irdische verlieren? Welches Verständnis von Religion eignete dem römischen Staat, der die jüdischen Verehrer Jahwes gewähren ließ, die Christen jedoch als Verbrecher einstufte? Wo lagen die Grenzen der christlichen Überzeugungskunst, welche Menschen verschlossen ihre Ohren vor den Predigten christlicher Missionare und warum?

Und schließlich (alles andere überlagernd): Warum siegte der auf Befehl eines römischen Statthalters in Jerusalem Gekreuzigte über seine Widersacher, obwohl seine Anhänger ihren Nachbarn als Fremde begegneten? Was bewegte diesen Nachbarn am Ende trotzdem, sich taufen zu lassen? Bedeutete der Aufstieg des Christentums eine Revolution in der Religions- und Geistesgeschichte oder brachte er zu Ende, was in der Geschichte angelegt und daher folgerichtig war? Hat nicht doch, wie die Christen glaubten, Gott, als er seinen Sohn Fleisch werden ließ, auch Augustus zum Herrn eines weltweiten Reiches gemacht, in dem sich die Verkünder des neuen Glaubens frei bewegen konnten?

*

Wer Geschichte schreibt, macht sich über das «Wie» Gedanken. Denn er muss der Pflicht zur quellenkritischen Analyse ebenso gehorchen wie der Kunst, seine Leser zu unterhalten. Dieser vertraut ihm, dass er das Regelwerk seiner Wissenschaft beherrscht. Aber er verlangt zugleich und durchaus energisch, nicht mit ausufernden Anmerkungen oder zunfttypischem Kauderwelsch misshandelt zu werden. Dies zu beherzigen, ist mehr als eine Stilfrage, geht es doch darum, dem Wunsch gerecht zu werden, einst Geschehenes wieder zum Leben zu erwecken. Es ist ein menschliches Urbedürfnis, fremd gewordene Erscheinungen zu erklären, indem man sie in Geschichten hüllt. Der Historiker wird dieser Einsicht nicht ausweichen können.

So folgt dieses Buch dem Rat Theodor Mommsens, der Historiker möge nicht immer den Rock mit den Nähten nach außen gewendet tragen und die Gelehrsamkeit auch einmal in der Tasche stecken lassen. Schließlich erwarte der Leser, schrieb schon Edward Gibbon hundert Jahre vor Mommsen, nicht nur Belehrung, sondern ebenso Vergnügen. Was einst

Vorwort

galt, gilt noch heute. Der Gründer der Schule der *Annales*, Marc Bloch, forderte von seinen Schülern, der Forschung ihren Anteil an Poesie zu lassen; «vor allem sollten wir uns dessen nicht schämen. Es wäre törricht zu glauben, dass sie wegen ihres starken Einflusses auf unser Empfindungsvermögen weniger geeignet sei, auch unseren Verstand zu befriedigen.» Der Satz mag diesem Buch als Leitmotiv dienen.

Ich schulde vielfältigen Dank:

Meinem Bruder Richard für die kritische Durchsicht des Manuskripts und Frau Dr. Kerstin Zevallos Padilla für wertvolle stilistische Anregungen und das Register. Im Verlagshaus sorgte mit gewohnter Umsicht und förderlicher Kritik Stefan von der Lahr für ein gutes Gelingen. Andrea Morgan half tatkräftig bei der Beschaffung der Karten und Bilder. Die Zusammenarbeit mit allen war ein Genuss.

Gewidmet ist dieses Buch meiner Enkelin Elisabeth. Sie wird einmal als Kommandantin eines Raumschiffes neue Welten erkunden. Von den alten erzählt ihr auf den langen Fahrten das Buch ihres Großvaters.

Werner Dahlheim

I

Zeit und Raum

«Da die Heilige Schrift nicht lügt, deren Berichte über die Vergangenheit durch die Erfüllung ihrer Voraussagen beglaubigt werden, ist es abwegig, wenn behauptet wird, es hätten Menschen aus unseren Breiten den unermesslichen Ozean überquert, um zu Schiff von dieser auf jene Seite gelangen zu können, sodass auch dort ein von jenem ersten Menschen abstammendes Geschlecht hausen würde.»

Augustinus, Gottesstaat

1. Die Zeit

Es gibt nicht viele Perioden in der Geschichte, die mehr pulsierendes Leben, mehr religiöse Erschütterungen, mehr Hoffnung und Verzweiflung gekannt haben als die Zeit um 100 v. Chr. bis um 100 n. Chr. Diese beiden Jahrhunderte überragen die anderen der Antike, enthalten sie doch am meisten von dem, was ihnen vorausging, wie von dem, was ihnen folgte. Damals brachen die hellenistischen Reiche zusammen und römische Armeen überfielen die Länder vom Atlantik bis zum Euphrat, von der Sahara bis zur Donau. Städtische Kultur und Lebensart breiteten sich aus und die wissenschaftliche Erforschung der Welt erreichte ihren vorläufigen Höhepunkt. Die römische Republik versank in Bürgerkriegen und räumte der Monarchie das Feld. Diese bewahrte das Imperium vor dem Abgrund und versprach seinen Bewohnern den Frieden. Als sie Wort hielt, stimmten die alten Eliten und die Untertanen ihrer Herrschaft zu und träumten von einem Reich ohne Ende in Raum und Zeit.

Die Situation änderte sich erst mit dem Ende des 2. Jahrhunderts. Es begann an der Donau. Seit 166 drangen Markomannen, Quaden und Jazygen, selbst getrieben von nachdrängenden Stämmen, in die Donauprovinzen ein und gelangten bis Oberitalien. Der Einbruch konnte zehn Jahre später noch einmal abgeriegelt werden. Von diesem Tag an sah sich Rom

jedoch Völkern gegenüber, die sich – weit von den römischen Grenzen entfernt – im heutigen nord- und mitteldeutschen Raum sammelten und ihre Nachbarn auf die römischen Grenzen zutrieben. Dabei gruppierten sich die alten Verbände zu den Großstämmen der Alemannen, Franken, Markomannen und Quaden um, während neue auf Rhein und Donau vorrückten: Goten, Vandalen, Heruler und Burgunder, denen sich auf dem Balkan iranische Sarmaten zugesellten. Die einen kamen, um zu plündern, die anderen boten Waffendienste für Land. Manche trieben Abenteuerlust und märchenhaft ausgeschmückte Geschichten vom sonnigen und fruchtbaren Süden. Alle aber kamen, um teilzuhaben an einem Glück, das ihnen fremd war.

Auch im Osten brachen die Grenzen. 224/225 n. Chr. erstarkte dort ein persisches Großreich, das die alte Herrschaft der Parther beendete und den syrischen und asiatischen Raum für sich beanspruchte. Im Titel «König der Könige» des neuen Herrschergeschlechts der Sassaniden spiegelte sich das Ausmaß, wie die Erinnerung an die verklarte Geschichte der großen Perserkönige des 6. Jahrhunderts v. Chr. zum politischen Programm gefror. Fortan behauptete neben Rom eine zweite Macht, zur Weltherrschaft berufen zu sein. Als im Juni 260 der Römer Valerian vor dem Perser Schapur I. auf die Knie fiel, begriff in Rom auch der Letzte, wie gründlich sich die Welt verändert hatte.

In diesen Jahrhunderten begannen die Christen ihre lange Wanderung durch die Geschichte. Als sich die Ersten zum Glauben an einen für ihre Sünden gestorbenen und wieder von den Toten auferstandenen Erlöser bekannten, beriefen sie sich auf einen Mann, der am See Genezareth gelebt und in den umliegenden Dörfern gelehrt, der Dämonen ausgetrieben und Kranke geheilt hatte. Bei seiner ersten Pilgerfahrt nach Jerusalem verdächtigte ihn der römische Statthalter des Aufruhrs und ließ ihn kreuzigen. Seine Anhänger blieben jedoch zusammen und folgten dem Ruf «Gehet hin in alle Welt». Sie mieden das flache Land und eilten in die Städte, um dort von der Auferstehung und dem ewigen Leben zu predigen, das jenseits des Todes auf jeden Menschen warte. Ihre ersten Ziele waren das syrische Antiochia und die hellenistischen Städte. Hier fanden sie Luxus und Elend, überschäumende Freuden und die Sorge um das tägliche Brot, aber auch geistige Beweglichkeit und alle Spielarten des menschlichen Lebens – im Guten wie im Bösen. Die Intoleranz der Neankömmlinge gegenüber den Göttern und dem von ihren Nachbarn geübten Lebensstil machte sie zu Fremden in dieser Welt.

I. Zeit und Raum

Dreihundert Jahre später hingegen, beginnend mit dem Toleranzedikt des Kaisers Galerius (311) und der Taufe Konstantins (337), bestimmten ihre Normen das Leben, beherrschten ihre Eliten als Bischöfe die Städte und als Beamte die kaiserliche Bürokratie und ihre jungen Männer kämpften in den Legionen. Dazwischen lagen Jahre der Verfolgung und der gesellschaftlichen Missachtung. Doch selbst in diesen Zeiten verstummten die christlichen Stimmen nicht, die auf Verständigung drängten. Wie aber konnten sie die Frommen überzeugen, die auf ihrer Pilgerreise die irdische Welt nur als Brücke zu einer besseren verstanden? Wie fanden sie den Weg, die Nöte ihrer Nachbarn ernst zu nehmen und zu verstehen, dass dieselben auch auf ihren Nägeln brannten? Und warum sollten sie lernen, selbst in den Jahren der härtesten Prüfung für die Dauer des Reiches zu beten und seine Ordnung anzuerkennen?

2. Der Raum

Das Imperium Roms

Die Macht Roms reichte am Ende der Republik von den Ufern des Euphrat bis zu den Küsten des Atlantiks und von den Wüsten Nordafrikas bis zu den Gebirgsketten der Alpen. Römische Generäle durchmaßten die Länder von Spanien bis Persien, von England bis Ägypten und verurteilten weit voneinander entfernte und ganz unterschiedliche Länder zu einem gemeinsamen Schicksal. Die noch im 2. Jahrhundert v. Chr. herrschende Vorstellung von der Begrenztheit des Raumes löste sich auf. Die Kriegszüge in die großen Binnenräume im Norden des Imperiums, nach Gallien, Belgien, Britannien, Mitteleuropa bis zum Donaubecken und die Einrichtung von Provinzen jenseits des Mittelmeerraumes veränderten alles.

Die historische Geografie des weit gereisten Griechen Strabon dokumentiert das neue Raumgefühl ebenso wie die Weltkarte des Agrippa (gest. 12 v. Chr.). Nach dem Tod seines getreuen Sekundanten befahl Augustus, sie öffentlich auszustellen, und unterstrich damit die Entschlossenheit Roms, Gebieter der Welt zu sein und zu bleiben. Jahrzehnte später schlug Seneca, der Lehrer Neros (37 bis 68), einen Bogen weit in die Zukunft, als der Chor in seiner Tragödie *Medea* prophezeite, man müsse nur von der äußersten Küste Spaniens mit östlichen Winden nach Westen segeln, um in wenigen Wochen Indien zu erreichen: «Es werden Zeiten kommen, da der Ozean die Riegel seiner Geheimnisse lockert und ein riesiges Land

offen steht und Thetys [die Göttin des Meeres] neue Welten erschließt und nicht mehr Thule das Ende der bekannten Welt ist.»¹ Augustus und seinen Nachfahren fehlten die Schiffe, nicht der Wille, danach zu suchen.

Innerhalb seiner Grenzen teilte sich das Reich einerseits in den seit Menschengedenken stadtstaatlich geformten griechischen Osten jenseits der Adria, in die von Griechen und Phönikern nur an den Küstenzonen verstädterten Westprovinzen des Mittelmeeres in Afrika, Spanien und Südfrankreich, und andererseits in die von Barbaren besiedelten Nordprovinzen von Britannien bis zum Schwarzen Meer. Innerhalb dieser Zonen lebten unübersehbar viele Gesellschaften, deren Sprachen, Kulte, Rechtsordnungen und Verhaltensnormen wenig oder nichts miteinander zu tun hatten. Zusammengehalten wurde das Ganze zunächst durch das Schwert des Legionärs – doch es entschied nicht über seine Dauer. Diese gründete sich allein auf den Entschluss der Besiegten, von ihrem alten Leben Abschied zu nehmen, als die Wunden der Niederlage vernarbten, und all ihre Hoffnungen und Energien auf die römisch gewordene Zukunft auszurichten.

Die Römer haben die Welt nicht erschaffen, die sie für viele Jahrhunderte beherrschten. Aber sie haben sich die ihnen überlegene griechische Kultur einverleibt und alle anderen Lebensformen so geprägt, dass das meiste von dem, was vor ihnen da war, seine Bedeutung verlor. Dies ist das eine. Das andere folgte aus der Größe des Reiches. Sie unterwarfen die Völker Spaniens, Galliens, Britanniens, Westgermaniens und des Balkans und verbanden sie auf vielfältige Weise mit den Menschen des Mittelmeerraumes: Sie lehrten sie die lateinische Sprache, tolerierten die griechische, zwangen den barbarischen Stämmen ihre urbane Lebensform auf und gaben ihren Eliten das Bürgerrecht Roms.

In diesem durch Politik, Raumverständnis und Kultur gegliederten Reich sahen die Menschen ein der Zeit entrücktes, von den Göttern geliebtes Imperium. Es umschloss eine Welt der besonderen Art, vielgestaltig und dank seiner geografischen Lage und seines Klimas besonders geeignet, die persönlichen und staatlichen Tugenden zu fördern. Sein Herz schlug in Rom. Dies entsprach der Logik einer zweihundertjährigen Geschichte, in der der Westen über den Osten triumphiert hatte. Dies änderte sich erst, als seit dem Sieg Konstantins über seinen Rivalen Licinius (324 n. Chr.) am Bosphorus, an der Stelle des alten Byzanz, eine zweite Hauptstadt des Reiches wuchs: Konstantinopel. Gelegen an der Nahtstelle zwischen Europa und Asien und gleich nahe den am meisten bedrohten

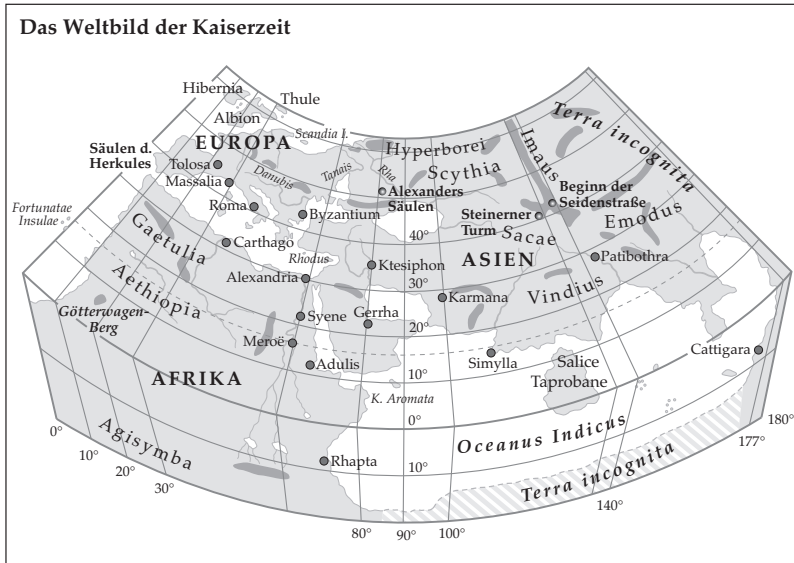
Fronten des Reiches in den Balkanprovinzen, in Armenien und in Syrien, gab sie dem nie erloschenen Gefühl der Griechen, die eigentlich von der Geschichte Auserwählten zu sein, ein politisches Zentrum. Sie wussten es zu nutzen.

Zwei lange Jahrhunderte gewährten die Götter Rom ihre Gunst, zwei Jahrhunderte lang fand sich kein Gegner, der die Grenzen oder gar den Bestand des Reiches hätte gefährden können. Denn nach den Eroberungen des Augustus in Mitteleuropa war es von einer stillen Welt umgeben. In ihr – wenn sie überhaupt bewohnt war – gab es keinen Zusammenhalt und keine Veränderung. Die afrikanischen Territorien durchzogen Wüstennomaden; ihre klimatisch bedingten Wanderungen konnten lange ohne Mühe von den Grenzen ferngehalten werden. Im Westen und Norden stießen die Provinzen an die Wasserwüsten des Atlantiks oder an unwegsame Wald- und Steppengebiete. Sie waren dünn besiedelt und beherbergten in Fehden verstrickte Stämme, unfähig, politisch stabile Organisationsformen zu finden. Sumpf und Urwald hatten dort alle Kultur begraben.

Im Osten hatten asiatische Monarchien und Fürstentümer nicht die Kraft, sich zusammenzuschließen und gemeinsam Politik zu betreiben. Jenseits der Grenzen gab es keinen Konkurrenten, der das, was den Völkern des Reiches an Ideen und Visionen für eine eigene Zukunft fehlte, von außen an sie herangetragen hätte.

Eine derartige Konstellation der äußeren Welt gewährte die Geschichte erst wieder den neuzeitlichen Kolonisatoren auf dem amerikanischen und dem afrikanischen Kontinent. Wie einst in der Antike bot sie die Voraussetzung für die Errichtung und den Bestand imperialer Herrschaft. Diese aber verlangt nach Zustimmung und kann nur auf der Einsicht gründen, dass «die Zerstörung des Reiches nicht geschehen könne, ohne den Ruin auch seiner Zerstörer».² Es war ein römischer General, der mit dieser Wahrheit Aufständische zur Raison bringen wollte.

Rom hat den Glauben an die Ewigkeit seiner Herrschaft nie aufgegeben – auch nicht, als 410 die Stadt in die Hände der Westgoten fiel. Augustinus erlebte den Markstein der Geschichte als beispiellose Katastrophe, doch er konnte und wollte das Sterben dieser einzigartigen Weltordnung nicht sehen, obwohl er als Christ doch wusste, dass sie wie jede menschliche Einrichtung sterblich war. Aber er war ehrlich zu seinen Hörern, die er als Bischof trösten musste, ohne sie zu belügen: «Verliert nicht den Mut, Brüder, jedes irdische Königreich wird ein Ende haben. Gott sieht, ob dies



Karte 2

Das Weltbild der Kaiserzeit nach Klaudios Ptolemaios (um 150 n. Chr.). Ptolemaios schrieb «Geografische Anleitungen (zum Kartenzichnen)», die den Standort von rund 8000 Orten nach Länge und Breite berechneten. Sein Werk blieb bis in die Neuzeit maßgebend.

jetzt das Ende ist. Vielleicht ist es noch nicht dazu gekommen. Aus irgendeinem Grunde – nenne es Schwäche oder Erbarmen, oder bloß Erbärmlichkeit – hoffen wir alle, dass es noch nicht gekommen ist.»³

Die Hoffnung trog nicht – noch nicht. Im 6. Jahrhundert gelang es Kaiser Justinian (527–565) noch einmal, die Germanenreiche im Westen niederzuwerfen und das Imperium bis zum Atlantik wiederherzustellen. Noch einmal durften große Siege gefeiert werden, zum letzten Mal gerieten die Küsten des Mittelmeeres in eine Hand. Dann aber fiel der Vorhang. Byzanz wandte sein Gesicht nach Osten und die Bühne Italiens füllte sich mit Langobarden. Als sich ihre Scharen unter der Führung ihres Königs Agilulf 593 Rom näherten, sprach Papst Gregor der Große, der letzte Abkömmling eines alten römischen Adelsgeschlechts, in der Basilika des heiligen Petrus von den Prophezeiungen des Ezechiel. Zum Sterben bereit duckten sich die unglücklichen Enkel Ciceros unter den schwermütigen Worten ihres Hirten, mit denen er dem einst mächtigen Rom die Exequien sang:

«Von unermesslichem Schmerz, von Entvölkerung der Bürger, vom Sturm der Feinde, vom Schutt der Ruinen ist sie darnieder gebeugt, die einstige Herrin der Welt. Wo ist der Senat, wo ist das Volk? Die Knochen sind aufgelöst, das Fleisch zerstört, aller Glanz weltlicher Würde ist in ihr ausgelöscht. Alle ihre Helden, durch die sie einst fremdes Eigentum raubte, sind tot.»⁴

Die Geschichte kennt die Unvergänglichkeit nicht. Was für sie in der Gestalt des augusteischen Weltreiches geschaffen schien und in der Tat so lange bestand wie die ganze Geschichte der Neuzeit, zerfiel unter dem Ansturm germanischer und arabischer Krieger und im Streit christlicher Theologen. Von nun an gingen die Mittelmeerwelt und Zentraleuropa eigene Wege. Das 7. Jahrhundert zeichnete drei Machtzentren auf die politische Landkarte: Byzanz, die Herrschaft der Kalifen und das Reich der Franken. Dessen Vollender, Karl der Große, war als Christ an die Macht gekommen. Sein Reich, obwohl weder römisch noch europäisch, sondern germanisch, bildete die Basis für das mittelalterliche Europa, dessen Herrscher sich ihren Untertanen als die Nachfolger des Augustus vorstellten und ihre Macht von der römischen Kirche segnen ließen.

Die Grenzen der zivilisierten Welt

Zu Beginn des 3. Jahrhunderts schrieb ein syrischer Edelmann aus Edessa, ein gewisser Bardesanes, ein Werk über die *Gesetze der Länder*. Er war ein Mann von umfassender Bildung, Philosoph und Christ dazu, der in seinem Werk vom Atlantik bis nach China blickte und die Herrlichkeiten des städtischen Lebens zum Kriterium der Grenzziehung zwischen Wildnis und Kultur machte. Seine Heimat lag am Nordrand des Fruchtbaren Halbmondes, dessen Bewohner zwischen zwei Reichen lebten, dem persischen und dem römischen. Ihre Perspektiven reichten denn auch vom Mittelmeer bis nach Mittelasien. Dort, von Andalusien bis nach Turkestan, in der Lichterkette alter, von Griechen, Römern und Persern zivilisierter Länder, war es eine Lust zu leben. Die Welt jenseits davon war gleichermaßen bunt und vielfältig, zugleich war sie unzugänglich und bedrückend:

«Im Lande der Araber und Sarazenen, im oberen Libyen, bei den Mauretaniern, im Lande der Numider, an der Mündung des Ozeans, im äußeren Germanien, im oberen Sarmatien, in Spanien, in allen Ländern nördlich von Pontos, im ganzen Reich der Alanen, bei den Albanern, in den Ländern jenseits des Oxus, da sieht niemand Maler oder Bildhauer oder Salbenhändler, da gibt es keine Geldwechsler und Dichter.»⁵

Die römischen Eroberer haben sich von dem Mangel an Bildhauern oder Salbenhändlern nicht schrecken lassen und immer wieder die Grenzen der bekannten Erde überquert. Sie führten ihre Legionen über den Euphrat und in den Sudan, über den Rhein und nach Britannien, getrieben von Ruhmsucht, Beutegier und der Hoffnung, Jupiter habe es ernst gemeint, als er verkündete, «weder in Raum noch Zeit setze ich Rom eine Grenze. Ein Reich ohne Ende habe ich verliehen.»

Der erste Kaiser Augustus folgte dieser Verheißung – entsprach sie doch seiner Sehnsucht. Er gehorchte damit dem unverrückbaren Grundgesetz, dass in Rom nur der nach der Macht greifen durfte, der willens und fähig war, das Reich bis an die Grenzen des Horizonts auszudehnen. So führte er Krieg wie niemand vor und niemand nach ihm. Der Stolz darauf prägte sein politisches Testament. Kriege habe er auf dem ganzen Erdkreis geführt, heißt es dort, und kein Hindernis habe ihn aufgehalten: «Bei allen Provinzen, die Völker zu Nachbarn hatten, die unserem Befehl nicht gehorchten, habe ich die Grenzen erweitert», beginnt der militärische Teil seines Tatenberichts. Je gebannter ihm der Leser folgt, umso unverhüllter tritt ihm der Herr der Welt entgegen.⁶ Und umso augenfälliger wird, dass Rom sich niemals als ein auf das Mittelmeer und seine Küsten beschränktes Imperium begriffen hat.⁷

Das Meer

Aufhalten konnte die imperiale Leidenschaft Roms nur das Meer. Die römischen Admiräle hatten nur wenige hochseetüchtige Schiffe, verfügten über eine Navigationskunst, die allenfalls das Herumkriechen entlang der Küsten gestattete, und besetzten die Ruderbänke mit Männern, deren Furcht sie zu latenten Meuterern machte. Zudem: Was sollte sie an der Weite des Ozeans reizen, die der Sahara vergleichbar war, konturlos und kaum auszumessen? Selbst der Furchtloseste zitterte beim Anblick des gestaltlosen Wassers: «Ich meine ja immer», sinnierte bereits bei Homer der phäakische Königssohn, als er die Elendsgestalt des gestrandeten Odysseus in der Halle sitzen sah, «Übel gibt es genug, doch kein andres vergleicht sich dem Meere; dieses zerrüttet den Mann und hätte er riesige Kräfte.»⁸ Der Apostel Paulus hätte wohl zugestimmt. «Dreimal», klagte er, «habe ich Schiffbruch erlitten, eine Nacht und einen Tag über dem Meeresgrund habe ich durchgemacht.»⁹

Viele Generationen tapferer griechischer Seeleute haben die Furcht vor dem Meer nicht ablegen können. Die Römer konnten es ohnehin nicht.

Groß geworden in den Landkriegen gegen die Städte und Stämme Italiens, bauten sie seit 260 v. Chr. gegen Karthago Schiffe und ließen sie dann verrotten, sobald der Krieg vorbei war. Ihre Expansion in den östlichen Mittelmeerraum deckten seetüchtige Bundesgenossen, und wo immer sie konnten, pflanzten sie Straßen, um der See zu entgehen. Erst unter Pompeius fuhren römische Flotten über die See, als übermütig gewordene Seeräuberkapitäne die Herren der Meere spielen wollten.

Die Römer und selbst der als Abenteurer Geborene fürchteten neben den Schrecken des Wassers die Götter, die jeden bedrohten, der den Menschen verschlossene Gefilde betrat. «Schon sehen sie», erinnerte sich der von einer Fahrt in den unbekanntem Norden glücklich heimgekehrte Seemann, «in ihrem Rücken Tag und Sonne verschwunden, längst schon vertrieben aus den bekannten Grenzen des Erdkreises. Jetzt meinen sie, jener Ozean, der unter seinen trägen Wellen gewaltige Ungeheuer, der überall wütende Haie und Seeungeheuer birgt, erhebe sich und ergreife die Schiffe; sich selbst vermeinen sie schon wehrlos den wilden Tieren ausgeliefert, zerrissen zu werden in unheilvollem Lose.» Der Mann am Ausguck habe beim Anblick der Wassermassen die Nerven verloren und geschrien: «Wohin treiben wir? Es flieht selbst der Tag, und den Erdkreis, den wir verließen, schließt in ewige Finsternis die Natur an der Grenze der Welt.» Die Götter selbst hätten, so schließt der Bericht, dem Menschen verboten, das Ende der Welt zu sehen. «Warum also verletzen wir mit unsern Rudern fremde Meere und heilige Gewässer und stören der Götter ruhige Sitze?»¹⁰

Dennoch haben Wagemutige den Atlantik befahren, von den Säulen des Herakles bis in den hohen Norden – diesen schmalen, häufig von wilden Stürmen heimgesuchten Meeresstreifen zwischen den Küsten Spaniens, Galliens, Irlands und Britanniens. Auf dieser Süd-Nord-Route wagten sich nur wenige Handels- und Forscherschiffe über die raue See, wo «Dunkelheit das Tageslicht mit einer Hülle umzieht, weil Nebel stets das Meer verdeckt und weil dort ständig bewölktetes Wetter mit dicker Luft herrscht».¹¹ Viele mussten erfahren, dass es allzu kühn war, sich einem dünnen Holz anzuvertrauen und ins Ungewisse hinauszufahren, «wo ein allzu schmaler Grenzstreifen die Pfade von Leben und Tod trennt».¹² Einige aber scheuten die härteste Schule der Seefahrt nicht und die sie bestanden, zeigten späteren Generationen den Weg zur Eroberung auch der fernsten Inseln der Meere.

Einer von ihnen hat seine Fahrten beschrieben: Pytheas aus Massilia (Marseille), gestorben um 310 v. Chr. In seiner Schrift *Über den Ozean* las

und bestaunte man, was er gesehen und erforscht hatte. Die Kaufleute seiner Heimatstadt hatten ihm, als Alexander nach Indien zog, eine Flotte ausgerüstet und das Kommando mit der Order übertragen, neue Wege zu dem begehrten Zinn zu finden. Dieses Metall, unverzichtbar für die Herstellung von Bronze, musste aus dem fernen britannischen Cornwall herbeigeschafft werden. Pytheas ließ sich von den umlaufenden Geschichten nicht schrecken, dass der Ozean jedes Schiff hinab ins Dunkel ziehe, fuhr nach Norden und erreichte Cornwall. Von dort trieb ihn der Ehrgeiz, das Nordland zu erkunden und die letzten Dinge zu sehen. Also umfuhr er Britannien, sichtete Irland und sah zu guter Letzt hoch im Norden Thule, eine Tagesfahrt vom «geronnenen» Meer entfernt. Er war an dem Ort angekommen, «wo die Sonne schlafen geht» und wo «es zur Sonnenwende, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses steht, keine Nächte gibt».¹³

Kein Zweifel: Dieser mutige Grieche hatte das äußerste Ende der Welt erreicht. Dort, protokollierte er, verdichteten sich Land, Wasser und Luft zu einem schwebenden Durcheinander, das einer «Meerlunge» gleiche, und diese sei gleichsam das Band des Alls, weder begehbar noch befahrbar. Den triumphierend Heimgekehrten bewunderten seine Zeitgenossen, aber sie glaubten ihm nicht. Denn eine im arktischen Dunkel erstarrte Welt wollte so gar nicht zu den eigenen Erfahrungen passen. Also legte man seinen Bericht beiseite.

Allein in Alexandria beugte sich Eratosthenes (gest. um 194 v. Chr.), der größte Gelehrte seiner Zeit, über das Werk des vermeintlichen Fabulierers, der viele Seemeilen gefahren war, um Zinn zu suchen und sein Wissen zu mehren. Als Erstes fand er bestätigt, dass der Ozean und folglich die Erde eine Kugel sei. Deren Umfang berechnete er durch Messungen der Sonnenhöhe zur Zeit der Sommersonnenwende (rd. 39 700 Kilometer), zeichnete die Erdkarte in ein Koordinatennetz von Längen- und Breitengraden und trug dort den eurasischen Kontinent ein. Er nahm, von den Säulen des Herakles bis zur Ostküste Indiens reichend, etwa drei Fünftel der nördlichen Hemisphäre ein. Die Folge war ebenso logisch wie verblüffend: Wer von Gibraltar nach Westen fuhr, hatte nur etwa 18 500 Kilometer vor sich, bis er Indien erreichte.¹⁴

Solche Einsichten tauschten die Gelehrten unter sich aus. Niemand dachte daran, praktische Konsequenzen daraus zu ziehen. Sie dienten dem Verständnis der Ordnung des Kosmos und nicht als Gebrauchsanweisungen für Händler und Seefahrer. So dauerte es über 100 Jahre, bis sich erneut ein Gelehrter mit den Berechnungen des Eratosthenes befasste: Poseido-



Abb. 1

Giulio Romano zeichnete 1530 Karl V. als römischen Feldherrn, bekrönt von Victoria, der Göttin des Sieges, der auf dem Weg in die Neue Welt die Säulen des Herakles (Gibraltar) bezwingt, ermutigt von Herakles und Poseidon. Die aus der Antike ins Mittelalter reichende Mahnung *Non plus ultra*, «Nicht mehr darüber (über die Säulen des Herakles) hinaus», verkehrt der Kaiser in seinen Wahlspruch *Plus ultra!*, «Noch darüber hinaus!», in ihr Gegenteil.

nios, Universalgelehrter aus dem syrischen Apameia (gest. 51 v. Chr.). Er verkleinerte den Erdumfang auf etwa 28 350 Kilometer und dehnte die nördliche Landmasse auf rund 11 000 Kilometer aus. Wer jetzt mit seinen Überlegungen im Gepäck nach Westen fuhr, hatte bis zur indischen Küste anscheinend wenig mehr als 11 000 Kilometer vor sich.¹⁵ Die erneut gestellte Frage, wie weit es denn von den äußersten Küsten Spaniens bis zu den Indern sei, fand eine verblüffende Antwort: «Eine Strecke von weni-

gen Tagen, wenn günstiger Wind das Schiff führt.»¹⁶ So verhält es sich bekanntlich nicht. Irrtümer aber können jedoch manchmal fruchtbarer sein als die Wahrheit. «Das Ende Spaniens und der Anfang Indiens sind voneinander nicht weit entfernt», schrieb rund 1550 Jahre später Kolumbus, angeregt von Poseidonios, an den Rand der *Imago Mundi* des Petrus Alliacus (1410), und fügte hinzu: «Es ist offensichtlich, dass man mit günstigem Wind das Meer in wenigen Tagen durchqueren kann.»

[...]